

„Welche Heimat?“
Transitorische Positionen und Figurationen von Gastlichkeit in
der Literatur der Ungarndeutschen:
Robert Beckers „Losezeitlose“ und
Robert Baloghs „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“

Erika Hammer (Pécs)

Erinnerungen und diskursive Ordnungen. Einleitung

Die Literatur ist ein zentrales Medium der Erinnerung, literarische Texte können einen aktiven Beitrag zur kulturellen Erinnerungsbildung und Identitätsstiftung leisten. Die Entstehung literarischer Texte ist in diskursive Praxen eingebettet und ist auf vorhandene soziale Konstruktionen, auf einen „transgenerationellen Pakt“ mit der Nachwelt angewiesen (Assmann, A. 1996: 102). Eine solche diskursive Praxis ist, dass die sogenannte ungarndeutsche Literatur die Sprache und die Traditionen der Ungarndeutschen zu bewahren habe. Dieser Imperativ gibt einen Deutungsrahmen ab,¹ in dem die Traditionen und ihr Ort, das Dorf, als Heimat konzipiert werden. Und selbst wenn es um den Verlust dieser Heimat geht, sind diese Topoi doch als Bezugsgrößen allgegenwärtig. Sie dominieren somit auch die Erinnerungsnarrative der Minderheit.

Eine besonders wichtige Rolle spielt die Erinnerung und ihre Repräsentation in der Literatur bei sog. Erinnerungsminderheiten, die sich in einer Pluralität von Erinnerungsversionen behaupten müssen. Diese Minderheiten, nationale oder ethnische Minderheiten zum Beispiel, sind ein Exempel dafür, dass in keiner Gesellschaft von homogenen Erinnerungen die Rede sein kann, sondern vielmehr von pluralen Gedächtnisgruppen gesprochen werden muss. Die Koexistenz von divergenten Erinnerungsgemeinschaften kann zu einer Konkurrenz verschiedener Erinnerungsversionen, ja sogar zu Erinnerungskonflikten führen (vgl. Neumann 2005). Die Literatur der Ungarndeutschen ist in vielen ihrer Facetten eine Erinnerungsliteratur.² Sie ist in der Koexistenz verschiedener Erinnerungsnarrativen der Mehrheitsgesellschaft als Gegenerinnerung zu verstehen, die im öffentlichen Diskurs unterrepräsentiert und marginalisiert ist. Die Pluralität von Vergangenheitsversionen ist aber selbst in der In-Group festzustellen, was jedoch wegen der Verinnerlichung des Deutungsrahmens im öffentlichen Diskurs der Ungarndeutschen oft ignoriert wird.

¹ Ein zentraler Punkt dieses Denkens ist Normativität. Es werden objektive Kriterien erhoben und als allgemein verbindlich verstanden. Aus einer subjektiv irrationalen Haltung wird eine objektiv rationale Einstellung als übergeordnete Instanz, die in diesem Imperativ fassbar wird. (Vgl. Bausinger 1980, 2002)

Der traditionelle Deutungsrahmen, der Konsens, der auch in der literaturwissenschaftlichen Annäherung vorherrschend ist, wurde (vor allem) von Eszter Proszts mehrfach hinterfragt. Proszts liefert in zahlreichen Arbeiten auch argumentativ die Gründe für die Aufkündigung dieses Konsenses. Vgl. z. B. Proszts (2009: 302).

² Diese Position wird im Lehrbuch für ungarndeutsche Literatur sichtbar. Vgl. Bechtel/Szendi (2014).

Die diskursive Form der Erinnerungsnarrative der ungarndeutschen Minderheit besteht in den meisten Fällen in einem teleologischen Muster, das als eine Art *creatio ex nihilo* (vgl. Propsz 2007: 180) verstanden (Einsiedlung, Schaffung einer Existenz aus dem Nichts) und als Aufstiegsgeschichte dargestellt wird, um den Prozess in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Zwangsarbeit, Vertreibung, Enteignung, Internierung, Sprachverlust, Auflösung der Gemeinschaft u. ä. m.) als Verfallsgeschichte zu repräsentieren. Bei der Betrachtung der Wende und der Nachwendezeit fächern sich die Deutungen auf. Manche sind euphorisch eingestellt und sprechen sogar von einer zweiten Landnahme³ der Minderheit in Ungarn, andere wiederum, und das macht das Groß der ungarndeutschen Literatur aus, beklagen den irreversiblen Sprachverlust und die weitgehende Auflösung der Gemeinschaft.

Erkannt werden kann ein dominantes Erinnerungsnarrativ, das sowohl von der breiteren Öffentlichkeit als auch von der Gruppe selbst bemüht wird. Markante Pfeiler dieses Diskurses sind die Artikulation der Doppelidentität der Ungarndeutschen und die Auffassung, dass – trotz des gebrochenen Verhältnisses zu Ungarn – Ungarn als die Heimat der Gruppe betrachtet wird.⁴ Diese Deutungsmodelle sind auch in der Literatur anzutreffen. Die Literatur der Ungarndeutschen bestätigt einerseits häufig dieses Muster, andererseits liefert sie Bilder, die in der außerliterarischen Wirklichkeit dazu genutzt werden, diese Idee zu repräsentieren. Sucht man nach weiteren Denkmodellen, die für Erinnerungsnarrative konstitutiv sind, kommen weitere Topoi in den Blick. Die diskursive Form der Verbundenheit mit Ungarn und die Idee der Entwicklung der Gruppe artikuliert sich häufig durch die Metaphorik der Wurzel,⁵ des Baumes,⁶ oder durch das Hausmotiv, die sowohl für die Gründung als auch für den Verlust der Existenz exemplarisch zu verstehen sind. Sehr gut zu fassen ist dieses Narrativ bei Stefan Raile in der Kurzgeschichte „Der Maulbeerbaum“ (Bechtel/Szendi 2014) in dem es darum geht, dass die Ahnen des Erzählers bei der Ansiedlung einen Baum gepflanzt haben, der wächst und gedeiht, den Hof schmückt und mehreren Generationen als Spielplatz dient oder Schatten bietet. Nach der Vertreibung verdorrt aber der Baum, er muss gefällt werden, es bleibt nur ein Stumpf als Erinnerung und als Mahnmal erhalten, ein Leben ist und bleibt aber vernichtet.⁷ Diese Baummetaphorik und

³ Vgl. Franz Siebertz Rede im Parlament am 16. November 2007. Vgl. Márkus 2009: 74, oder www.heimatmuseum.hu.

⁴ Hier könnten zahlreiche Texte aufgelistet werden, in denen Ungarn als Heimat, als das Vaterland konzipiert wird. Exemplarisch für die Anfänge der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur ist die Anthologie „Tiefe Wurzeln“, die mit dem Gedicht „Ich nahm die Feder“ von Engelbert Rittinger beginnt und mit einem Prosatext von Ludwig Fischer „Ungarn, unser Heimatland“ endet. In beiden Texten, die den Band wie ein Rahmen umspannen, ist diese Einstellung anzutreffen. Die historische Forschung bestätigt ebenso die Doppelidentität und die zwar ambivalente, doch enge Verbindung der Gruppe zu Ungarn. Vgl. z. B. Sewann 2012: 399ff.

⁵ Mehrere Gedichte sprechen von Verwurzelung und Entwurzelung im Zusammenhang mit der Geschichte der Ungarndeutschen. Von der Dominanz dieses diskursiven Musters legt auch die Betitelung von Anthologien der ungarndeutschen Literatur ein beredtes Zeugnis ab. Sie sind mit Hilfe von Topoi der Baummetaphorik konzipiert worden: „Tiefe Wurzeln“, „Jahresringe“, „Zweiglein“.

⁶ Erwähnen könnte man hier verschiedene Bäume, die in der Literatur der Ungarndeutschen eine zentrale Rolle spielen (Kirschbaum, Linde, etc.) Für das Erscheinen dieses Motivs in der außerliterarischen Wirklichkeit vgl. das kürzlich, am 19. Januar 2022 eingeweihte Vertreibungsdenkmal in Bonyhád, das u.a. einen entwurzelten, halb verdorrten Baum darstellt.

⁷ Als Gründungsurkunde der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur gilt die Anthologie „Tiefe Wurzeln“, in dem diese Metaphorik bereits erscheint, um all das auszudrücken, „was die Autoren auszusagen haben“. Denn es ginge im Band um „Heimat“, „Früchte“ und den „tiefen Wurzeln“ (S. 3). Auch die Gestaltung des Covers geschah in Verbindung mit dieser Idee. Wie es im Vorwort heißt, wollte man mit den „einander vor Wind und Wetter schützende[n] Baustämme[n]“ den eigentlichen Inhalt des Bandes abbilden (S. 4). Für eine ähnliche Auffassung steht bei Erika Àts „Die Linde“. *Sie ist Zeuge für die Geschichte und viele Geschichten eines*

die dadurch erscheinenden Topoi sind in der ungarndeutschen Literatur markante Teile einer Konstruktion von Sicherheit, Statik, Besitz, Harmonie oder Innigkeit als angestammte Themenfelder, die meistens im Konzept von Heimat artikuliert werden. Versteht man diese literarische Strategie, in der es um die Imagination von ‚Heimat‘, als „Suchbewegung nach Sicherheit“ (Seifert 2011/2012: 199) geht, geraten gerade Figurationen von Unsicherheit⁸ als Gegenbilder in den Blick.

Hält man sich diese Tatsachen vor Augen, überraschen Texte, die den traditionellen und weitgehend etablierten diskursiven Rahmen demontieren, umso mehr. Leitendes Interesse dieser Studie ist zu zeigen, wie die ausgewählten Texte vollkommen divergente, vom dominanten Muster abweichende narrative Modelle und Figurationen bedienen.⁹ Im Fokus der Untersuchung sollen zwei Texte stehen. Es wird um das Essay „Losezeitlose“ von Robert Becker und um die Erzählung „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“ von Robert Balogh gehen. Der Text von Balogh erschien ungarisch und liegt in einer deutschen Übersetzung vor. Ob beide Texte zur sogenannten ‚ungarndeutschen Literatur‘ gehören, wird hier nicht diskutiert.¹⁰ Eine Gemeinsamkeit der beiden Texte ist auf jeden Fall, dass sie auf die Geschichte der Ungarndeutschen fokussieren. Beide thematisieren darüber hinaus die Begegnung mit einer „anderssprachliche[n] und -kulturelle[n] Herkunft“,¹¹ und es sind in ihnen kulturelle Überlagerungen festzumachen. Beide gehen auf das Problemfeld Identität und Alterität, Eingrenzung und Ausgrenzung bzw. auf Grenzüberschreitung ein.¹² Beide Texte sind ästhetisch interessant, sie sensibilisieren nicht nur für Fragen der ungarndeutschen Minderheit, sondern stellen Stereotype, eingeschliffene Wahrnehmungsschemata gerade auch durch ihr ästhetisches Potential, durch die Erzeugung von Unsicherheit in Frage. Für beide gilt somit, dass sie kulturelle Alterität auch als poetische Alterität ins Spiel bringen.¹³ Die ausgewählten Texte gehorchen nicht dem eingangs genannten Imperativ, der simplifizierenden Reduktion von Inhalten, Problemen, Diskursen, die in einem Großteil der ungarndeutschen Literatur praktiziert wird.

Wie gezeigt werden soll, ist gerade das ästhetische Potential der Texte so beschaffen, dass es die herkömmlichen und etablierten narrativen Schemata hinterfragt. Beckers Text wider-

Dorfes seit der Ankunft der Deutschen mit der Barke bis in die Gegenwart. Auch dieser Baum scheint zu sterben, wird aber nicht gefällt, und erwacht im kommenden Jahr zu neuem Leben (TW 114–128).

⁸ Unter Figurationen von Unsicherheit versteht man gesellschaftlich bzw. gruppenspezifisch variable Größen, die auf Kulturtechniken reflektieren, mit denen Gruppen auf das Schwinden von Sicherheit reagieren und dieses Schwinden diskursivieren. Vgl. Piddat (2014), Bosch (2015).

⁹ Es geht hier um die Untersuchung von Prosa. Figurationen von Unsicherheit werden an konkreten Texten exemplifiziert und sollen nicht als allgemeingültig, als Positionen dieser Autoren verstanden werden. Gerade für Becker weist z. B. Propsz in der Lyrik unterschiedliche Positionierungen nach. Vgl. Propsz (2015).

¹⁰ Die Begriffe ‚ungarndeutsche Literatur‘, ‚Minderheitenliteratur‘, ‚interkulturelle Literatur‘ sind selbst diskursive Begriffe, Konstruktionen. Die Forschung reflektiert diese Modelle, vertritt dabei aber unterschiedliche Positionen. Vgl. Pável (2006), Bechtel, Bechtel/Szendi (2014), Márkus (2009), Propsz (2009), Balogh (1999), Lénárt (2015). Zumeist wird allerdings die Ansicht vertreten, dass die deutsche Sprache für diese Literatur konstitutiv ist. Ich teile die Position von Propsz und plädiere für die Mehrsprachigkeit dieser Literatur.

¹¹ Mecklenburg 2008: 473. Mecklenburg verortet Minderheitenliteraturen in interliterarischen Kommunikationsräumen, was auch für die Literatur der Ungarndeutschen geltend gemacht werden kann. Wichtig für meinen Zusammenhang ist des Weiteren, dass auch Mecklenburg darauf verweist, dass auch „jede Minderheit in weitere Minderheiten zerfällt“ (vgl. ebd. 474) und demnach nicht als Einheit konzipiert werden kann, was jedoch die herrschenden Erinnerungsnarrative der Ungarndeutschen zu realisieren versuchen.

¹² Vgl. ebd.

¹³ Vgl. ebd. 474. Mecklenburg setzt sich in diesem Band vehement für die poetische Alterität als ein Zeichen der Literarizität ein. Auch für regionale oder Minderheitenliteraturen gelte demnach die Forderung der Poetizität der Sprache und der Darstellung. Für die hier diskutierten Texte kann diese Forderung geltend gemacht werden.

spricht bereits durch die Form des Essays und der prekären Zeitstruktur dem diskursiven Rahmen der Verwurzelung. Die Erzählung von Balogh unterminiert durch ihre Multiperspektivität und einzigartige Wiederholungsstruktur, durch eine Figuration des ständigen Umkippens jedes Bleiben und Sicherheit. Beide Texte inszenieren statt Ankunft, Verwurzelung und Selbstbehauptung vielmehr Bewegung und statt Festigkeit und Bestimmtheit eher Unsicherheit. Inszeniert wird dies in beiden Texten – so meine These – durch Figurationen von Gastlichkeit. Interessant erscheint die Figur des Gastes in beiden Texten in mehrfacher Hinsicht. Es geht mit dieser Figur darum, dass Festigkeit unmöglich wird, da der Ort des Gastes einen Zwischenbereich markiert (vgl. Stoellger 2016: 426). Der Gast stellt darüber hinaus als Schwellenexistenz (vgl. Friedrich/Parr 2009: 15) von vornherein die Frage nach dem Fremden, der dem Heimischen nicht ganz angegliedert werden kann. Der Gast kontrastiert Verwurzelung und Gewissheit, aber auch jede bleibende Ordnung. Figurationen von Gastlichkeit verhindern die Herausbildung von den ‚stabilitas loci‘ wie Heim und Heimat (vgl. Stoellger 2016: 401), und hinterfragen als Figurationen von Unsicherheit gerade die „Suchbewegung nach Sicherheit“ (Seifert 2007: 199), also das Konzept von Heimat. Diese Charakteristika werden im Folgenden auf zwei Ebenen exemplifiziert: zum einen werden durch die Textanalysen Figurationen von Gastlichkeit und damit Ordnungsbrüche reflektiert. Zum anderen soll es durch diese Figur auch um narrative Modelle gehen, die das Etablierte hinterfragen, neue Deutungen und damit diskursive Formen vorschlagen. Gezeigt werden soll, dass beide Texte durch die Figuration von Gastlichkeit einen liminalen Übergangszustand gestalten, und diesen als alternatives Modell an die Annäherung der Geschichte der Ungarndeutschen darstellen.

Statt Heim das Unheimliche: „Losezeitlose“

Das Zuhause des Gastes ist die Bewegung, das Unstete und Zeitweilige, was in den Texten auch durch die narrative Ordnung zur Schau gestellt wird. So steht der Gast für das Unheimliche, Ungeheuerliche und ist als Störung, als potenzielle Beunruhigung zu verstehen. Der Mensch wird als jemand konzipiert, der keine Handlungsmacht besitzt. Der Gast nimmt schon mit seiner puren Anwesenheit eine bestimmte Rolle ein, nämlich die dessen, der Dinge hinterfragt (vgl. Previšić 2011: 12). Diese Eigenschaft bewirkt, dass alles mit anderen Augen gesehen werden kann und muss. Es geht mit dem Gast um einen Perspektivenwechsel, eine mögliche andere Bedeutung und Deutung und damit um ein hybrides Oszillieren. Mit Überschreitung von Grenzen, mit dem Eintritt in die Schwellensituation geschieht dieser Ruck, wodurch die Offenheit des Fragens eintritt. Der Gast ist somit als eine Praxis zu verstehen, die Dinge in Frage stellt. Damit dient sie einer Öffnung gegenüber dem Neuen und Fremden.

Für beide hier zur Diskussion stehenden Texte gilt, dass sie Narrative in Frage stellen und den etablierten Erinnerungsdiskurs im Zusammenhang mit den Ungarndeutschen kritisch verhandeln, indem sie zwei Zäsuren der Geschichte der Ungarndeutschen thematisieren: die Ansiedlung (Becker) und die Vertreibung und ihre Folgen bis in die Gegenwart (Balogh). Fragt man nach der ästhetischen Repräsentationsstrategie Beckers, kommt die Form des Essays bzw. das Bemühen des Traumes, aber auch die Zeit in den Blick. Bereits der Titel „Losezeitlose“ reflektiert auf die Problematisierung von Zeit und Zeitlichkeit als Ordnungsmodell, und entbindet den Text aus dem teleologischen Muster. Der Text inszeniert durch die Verquickung ver-

schiedener Zeitebenen eine Art bizarre Zeitlosigkeit und nicht zuletzt auch eine narrative Struktur, in der die Elemente nur lose miteinander verknüpft sind. Auch die Figuren sind nur lose an Zeit und Raum gebunden. Die Erzählstruktur des Nicht-Verbundenseins erscheint in einem Verfahren essayistischen Erzählens, dem Modus einer prüfenden Gedankenbewegung. Der Text entspringt, wie essayistisches Schreiben im Allgemeinen, aus einer „produktiven Resignation“ (Müller-Funk 1995: 11) und ist begleitet vom „Mut zur Unsicherheit, Vorläufigkeit, Verzicht auf feste Identitäten und auf die Vorstellung sich zu besitzen“ (ebd. 13). Im Gegensatz zum Vorhandenen, Festen wird die Er-Fahrung stark gemacht. Betont wird, was sich überraschend ergibt (vgl. ebd.). Ferner wird eine kritische, selbstbezügliche Schreibhaltung eingenommen (vgl. ebd. 16). Die Form des Essays stellt einen (selbst)reflexiven Prozess einer Wahrnehmungsfigur dar, eine Bewegung des Fragens und Denkens, der nicht abgeschlossen ist und kein endgültiges, bleibendes Ergebnis vorweisen kann. Im Konzept des Essays gibt es keinen dauerhaft gesicherten Zustand, da das Essay formalästhetisch als eine Suche, als eine Bewegung, als ein Gedankengang exponiert wird. Der thematischen Konstante des Unterwegsseins entspricht mithin die gewählte Ausdrucksform. Der Text erscheint wie ein reflektierender Monolog, der sich in der Form des Essays manifestiert.

Das schreibende Ich möchte die „honig-klebrige Masse an Erinnerungen“¹⁴ anzapfen (E 43), weiß aber nicht, wie dies möglich wäre. Bereits dieser Zug zeigt, dass der Text sich nicht in vorhandene narrative Modelle einfügen will bzw. kann, sich vielmehr dem Unbekannten ausliefert. Das Ich maßt sich nicht an, im Besitz einer Formel, eines sprachlichen, narrativen Zugangs zu sein, also Handlungsmacht zu besitzen. Die suchende Bewegung des Erzählers bezieht sich bereits auf die Sprache und artikuliert sich darin, dass das Ausdrucksmittel nicht selbstverständlich zur Verfügung steht, da das Ich sich in einem Zwischenraum dreier Sprachen befindet. Die ersten Überlegungen gelten somit dem Medium, der Sprache, in der über die Deutschen in Ungarn gesprochen werden soll. Wie wir erfahren, ist es für das Ich nicht selbstverständlich, in welcher Sprache die Erinnerungen abgerufen werden können oder sollen. Es gibt verschiedene Alternativen, Ungarisch, die Mundart und Hochdeutsch. Und die Entscheidung fällt dann auf die deutsche Sprache. Bei der Wahl des Idioms wird bereits das Indiz der Entfremdung angesprochen und damit eine Art Distanz zum Prozess der Erinnerung und ihrer Darstellung benannt. Zugespitzt wird die Problematik dadurch, dass der Zugang sowohl zum Ausdrucksmedium als auch zu den Erinnerungen versperrt ist.

Konzipiert wird der Text explizit als Rückwärtsbewegung (E 43). Die Schritte haben aber keine feste Bahn, man kann sich nicht schnell fortbewegen. Zur Sprache kommen hier Charakteristika des Erinnerungsprozesses, die grundsätzliche Unverfügbarkeit von Erinnerungen. Das Ich beherrscht den Prozess des Abzapfens nicht, er ist ihm vielmehr ausgeliefert, den Erinnerungen gegenüber machtlos. Schon aus diesem Grund kann hier keine teleologische, zusammenhängende, chronologische Ordnung entstehen. Der Erzähler setzt zwar mit dem „Fluss“ (E 43) deutlich einen Anfang, wobei dieser Fluss auf die Donau anspielt und damit auf einen Erinnerungsort bzw. auf die Einwanderung der Deutschen nach Ungarn. Durch diesen ersten Schritt kommt dann aber alles zum Fließen. Zeiten und Räume sind verschwommen, sie werden

¹⁴ Becker, Róbert: Losezeitlose. In: *Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie*, Schuth, Lambrecht, Becker (Hg.), VUdAK 2005. Dieser Text wird im folgenden unter der Sigle E und Seitenzahl in Klammer im laufenden Text zitiert.

ineinander geblendet, es kann keine eindeutige Rückwärtsbewegung mehr festgemacht werden. Vielmehr bewegen sich miteinander lose verknüpfte Bilder vor unseren Augen, die berufen sind, Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verbinden. Der Text nimmt die Ordnung des Traumes auf, und man kann das ganze Essay als einen Alptraum verstehen. Dass es hier um einen Traum geht, wird auch explizit angesprochen. Ästhetisch interessant ist jedoch vielmehr der Tatbestand, dass das Textverfahren einem traumhaften Erzählen, einer Art Traumimimesis entspricht.

Dieses traumanaloge Erzählen bedeutet die Suspendierung von Zeit, Raum und Logik. Es lässt eine Dynamisierung und nicht zuletzt Verzerrungsmechanismen in den Blick geraten. Es geht um Überblendungen und Verdichtungen, und nicht zuletzt um anamorphotische Umgestaltungen. Wie die Zeiten und Orte können auch die Personen nicht identifiziert werden, eine entstellte Wirklichkeit wird sichtbar (vgl. Steinhoff 2008). Da es keine Zusammenhänge und Identifikationen, keinerlei Festlegungen gibt, da konventionelle Verknüpfungen liquidiert sind, wird auch Sinnstiftung problematisch. Diese Art des Ausdrucks ist der Ort für Zufälle und Kontingenzen. Das Geläufige vorhandene Register und bekannte Ordnungen werden außer Kraft gesetzt.

Es geht also thematisch-motivisch um Bewegung, wofür ästhetisch die Form des Essays, und ein traumanaloges Erzählen stehen. Beide konfrontieren uns mit dem Fremden, das auch auf der thematischen Ebene erscheint. Auch der Traum verweist aber auf das Fremde, auf eine andere, parallele Ordnung, und alternative Ordnungsmuster im Allgemeinen. Mit dem Motiv der Reise und der Bewegung, der Prekarisierung von Zeit, mit dem Traum tritt ständig das Außer-Ordentliche, das Fremde in die gewohnte Ordnung hinein. Der Traum als markante Erscheinungsform des absolut Fremden (vgl. Waldenfels 2007) ist hier auch als das Ungesicherte zu lesen, das nicht ermessen werden kann.

Die Ansiedlung der deutschen „abenteuerlustige[n] Tagelöhner“ (E 43), worauf der Anfang des Textes anspielt, endet bei Becker keineswegs in einer endgültigen Ankunft oder damit, dass man eine Bleibe findet oder gar Wurzel schlagen kann. Vielmehr werden die Wahrnehmungsfigur und der Großvater als sprachlose Fremde unter Fremden und im ewigen Unterwegssein auf dem Pferdewagen gezeigt (E 44). Die Ahnen bleiben zwar an der „Scholle haften“ (E 43), ihre Ankunft wird aber als kontingenter Akt dargestellt, sie werden „ans Land gespült“ (E 43). Es gibt keine heroischen Anfänge. Es sind eher Gestrandete, die im Text anvisiert werden. Statt eines festen Wohnsitzes, Beständigkeit und des Festen und Bleibenden habhaft werden, sind sie „zwischen, Irrwegen, Hohlwegen, Fluren und Flüssen“ (E 43) unterwegs. Die Ahnen, die Wir-Gruppe wird nicht mit den Verwurzelten, sondern mit den „Umherstreunenden“ (E 44) verglichen. Es gibt keine Beheimatung, keine Inklusion, es geht hier nur um das Bleiben. Dieses ist aber verbunden mit einer unauflöselichen Fremdheit, die mit der Figuration von Gastlichkeit dargestellt wird. Die Ansiedlungsgeschichte der Ungarndeutschen wird rekapituliert, die Ahnen, die in „Generationenferne“ „hier“ (E 43) ankamen, sind Fremde, sie sind Gäste, die aber keine Gastfreundschaft erleben. Ihrem Gaststatus widersprechen sie wiederum, indem sie bleiben. „Gäste, die bleiben, kann man nicht mögen“ (E 43), heißt es, und diese Abweisung, eine Art Spannung, bestimmt das ganze Dasein der Wir-Gruppe. Der Gast wird, wenn er nicht mehr geht, zum Gegner (vgl. Fountoulakis/Previšić 2011: 37). Wenn die Gäste etwas machen, treibt ihre Bewegung Sand in die Augen ihrer Nachbarn. Sie sind Störelemente, Sand im Getriebe. Sie werden verhöhnt (vgl. E 44), die Umgebung ist ihnen gegenüber feindlich gesinnt.

Auch das ist der Grund, warum die ihnen anhaftende elementare Fremdheit nicht aufgelöst werden kann.

Der Ort des Gastes ist das Dazwischen (vgl. Stoellger 2016: 426). Statt durch Heimat, Festigkeit und bleibenden Verhältnissen ist die Situation der Gruppe durch Fragilität gekennzeichnet. Es gibt keine Ankunft, die einer Beheimatung gleichkäme, vielmehr wird hier ein bleibendes Unterwegssein dargestellt. Man sitzt auf dem Wagen, ist in der Zeit, im Raum aber auch im Reflexions- und Erzählprozess unterwegs. Der Text inszeniert dieses Unterwegssein als eine Bewegung zwischen Zeiten, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und nicht zuletzt als ein Dazwischen zwischen verschiedenen Bewusstseinssebenen, wie zwischen Wachen und Träumen oder wie zwischen den Sphären Diesseits und Jenseits. So wie der Gast-Status als temporärer Schwebезustand zu bestimmen ist, so ist auch der Traum Zeit und Raum enthoben. Losgelöst von allem Festen, wird die Wir-Gruppe mit der Einmalbildung „Losezeitlose“ charakterisiert. Die zunächst lockere Bindung könnte als Verweis auf eine triadische Struktur verstanden werden, auf eine unfeste Zugehörigkeit, die durch Zeit und Dauer jedoch in feste Bindungen überführt werden könnte, hier aber nicht überführt werden kann. Auch in der Ahnenreihe sind die Verbindungen abgebrochen, die Generationen können einander nicht erreichen, sie bleiben einander Fremde (E 44). Die Bedeutung von ‚lose‘ weist bereits darauf hin, dass kein Anhaften, keine feste Verbindung zu Stande kommt, denn alles ist nur locker, sporadisch miteinander verknüpft, es entstehen weder in der Zeit noch im Raum feste Beziehungen.

Dieser thematische Schwerpunkt ist aber auch ein zentrales Strukturelement des ganzen Textes. Der Erzähllauf der Bewegung, des Unterwegsseins, auch in Form des Essays und des Traumvorgangs, greift viele disparate, surreale Bilder und Bewusstseinsinhalte auf, die nicht eng beisammenstehen, kaum in ein abgeschlossenes Ganzes integriert werden können. Von der fehlenden Integration und Inklusion spricht auch die Erzählarchitektur, die einzelne auseinanderstrebende Elemente darbietet und damit Nahtstellen vor Augen führt.

Es geht mit dem „Hut“ (E 44) um das typische Aussehen der Ankömmlinge. Es wird die bäuerliche Existenz mit dem „Heuwagen“ und dem „Schollen“ (E 44) aufgerufen. Die Religiosität taucht in dem Element des Rosenkranzes auf (E 44). All dies wird mit der Idee der Fremdheit verknüpft, aber auch mit dem biblischen Motiv Jakobs Himmelsleiter (E 44). Diese Leiter und die darauf tanzenden Engel korrespondieren hier nicht nur mit dem Traum des Ich, sondern weisen auf eine mögliche Verbindung hin. Auch wenn irdisch alles lose bleibt, kann die Leiter im Traum mit dem Jenseits eine Verknüpfung herstellen. Die Leiter stellt einen Bezug zum Himmelsreich und den Ahnen und so zur zeitlosen Ewigkeit her. Der assoziativen Logik des Traumes entsprechend wird das Leiter-Motiv weitergeführt. Es wird dabei sogar erwogen, ob ein Baum gepflanzt werden sollte. Der Baum steht hier nicht unbedingt für Verwurzelung oder für Heimat wie in der ungarndeutschen Literatur, sondern vielmehr als Himmelsleiter. Es gehe wie in Märchen darum, entfernte Sphären zu überbrücken. Durch den Baum könnte man demnach nur in eine himmlische Heimat gelangen.¹⁵

Ein anderes wiederkehrende Motiv des Textes ist der Mund und damit Sprache, beziehungsweise Sprachlosigkeit. Auch hier spielt das Problem der Fremdheit eine Rolle. Die Wir-Gruppe, die Wahrnehmungsfigur sind von allem losgelöst, sie sind unterwegs im Ungewissen. Deshalb

¹⁵ Vgl. die religiöse Konnotation des Baumes bei Becker im Gedicht „Baum“ (E 41).

ist auch ihre Sprache deterritorialisert. Es gibt nur eine lose Verknüpfung von Generationen, von Sprechern und auch zwischen Mund und Sprache. Dominant ist die Stummheit, im Mund ist nur ein fauler Zahn, der Mund hat seine Fähigkeit des Artikulierens verloren. Auch das Zahn-Motiv ist Teil einer isotopischen Kette, und steht so für eine lose Verknüpfung der Elemente des Traumes und auch des Erzählgeflechts. Der Zahn erscheint in einer metonymischen Verschiebung im Zahnrad der Zeit. Der von den Gästen aufgewirbelte Staub gerät zwischen die Zähne und wird zum Störfaktor wird. Nimmt man diese Verbindungsreihe in den Blick, kann die Verknüpfung zur Irritation durch die Sprache hergestellt werden, die als Erscheinungsform des Fremden die Wir-Gruppe charakterisiert. In der Gegenwart sind die Lieder fad, die Worte werden abgelegt (E 43, 44), man ist verstummt, die Fremdheit bleibt dennoch bestehen.¹⁶ Diese Wortlosigkeit nagt an der Substanz der Wahrnehmungsfigur und macht auch den Erinnerungsprozess schwierig, da bewusst, willentlich und verbal keine richtige Verbindung zu den Ahnen, zu der Vergangenheit hergestellt werden kann. Es gibt keine Kontinuität in der Ahnenreihe. Die losen Verknüpfungen machen eine geschlossene Einheit und damit auch ein kohärentes, einem Telos gehorchendes Narrativum unmöglich. Eine Verbindung kann allein im wortlosen Traum hergestellt werden und in seinen surrealen, kontingenten Bildern.

Unsicherheit und die Fragilität der (Erzähl-)Ordnung: „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“

Die Unmöglichkeit einer Verbindung ist auch für die andere hier zur Diskussion stehende Erzählung konstitutiv. Im Text von Robert Balogh geht es um eine andere Zäsur in der Geschichte der Ungarndeutschen, um die unmittelbare Nachkriegszeit und ihre Folgen, die bis in die Gegenwart hinein reichen. Auch in diesem Text spielen die Erinnerungen und Rückwärtsbewegungen eine zentrale Rolle. Der Text beginnt in *medias res* mit einer Figuration von Gastlichkeit. In einem Dorf kehrt plötzlich und unerwartet ein Unbekannter in ein Haus ein, in dem eine alte Frau wohnt. Im ersten Abschnitt lernen wir die Situation aus der Perspektive dieser Frau, Khadi, kennen. Sie wird bei ihrer Arbeit gestört, durch den Ankömmling aus der Normalität ihres Alltags gerissen. Sie versucht den Fremden in ihren Horizont zu integrieren, wenn sie mutmaßt, wer der „elegante [...] Herr“ (Ih 159) sein könnte, warum er wohl kam. Ihr fallen ihre üblichen Begegnungen und Besuche ein, Menschen, die bei ihr gelegentlich zum Beispiel Honig, Nüsse oder Wein kaufen. Den Gedanken der Frau kann man entnehmen, dass der ‚Herr‘ wohl zu den Deutschen gehört, die zu einer Feierlichkeit ins Dorf gekommen sind. Diese Deutschen sind aber, wie es sich bald entpuppt, Menschen, die aus dem Dorf nach dem Krieg vertrieben wurden. Der Fremde, der Gast, der „nach einundfünfzig Jahren“ (Ih 162)¹⁷ in das ungarische Dorf zurückgekehrt ist, verwandelt sich somit in einen früheren Bekannten, an den die Frau viele Erinnerungen hat.

Der Text inszeniert mit dem Eintritt des Gastes ein Überraschungsmoment, einen Abbruch des üblichen Laufs der Dinge, ein Moment der Unsicherheit im eigenen ‚Heim‘. Der Einbruch

¹⁶ Stummheit, Verstummen ist ein wiederkehrendes Motiv bei Becker. Vgl. „Volk. Erinnerung“ (E 42), Preßlufthammer (E 45), Schwäbische Türkei etc.

¹⁷ Balogh, Róbert (2015): Ich habe hier nichts mehr zu suchen! wird im Folgenden im laufenden Text unter der Sigle Ih und der Angabe der Seitenzahl in Klammern zitiert.

des Unerwarteten erscheint auch auf der ästhetischen Ebenen im abrupten Riss des Erzählfadens und im Wechsel der Perspektive. Das Moment der Überraschung und damit das Prinzip des Zufalls, der Unplanbarkeit wird vom ersten Abschnitt an zum zentralen Strukturprinzip des ganzen Erzählgeflechts. Der nächste Abschnitt ist auch optisch, durch die Setzung der Schrift von der einführenden Passage getrennt. Die Buchstaben sind kursiv und bald stellt sich heraus, dass es noch eine dritte Perspektive gibt, die im Text fettgedruckt erscheint. Die alte Frau spricht in der Er-Form vom Gast und sie spricht in ihren Gedanken immer wieder auch ein Du an. Der Text wechselt ständig zwischen Redewiedergabe und Bewusstseinsdarstellung. Durch diesen fortwährenden Wechsel und der sich ändernden Perspektiven befindet sich die ganze Textur in einer oszillierenden Bewegung.

In der nächsten Passage bekommen wir die Ereignisse, die Momente der Begegnung aus der Perspektive des ‚Fremden‘ zu sehen. Durch die Erzählweise des Textes entsteht eine bizarre Wiederholungsstruktur, die zu einer starken Verunsicherung führt. Die wechselnden Perspektiven rücken alles unaufhaltsam in ein neues Licht und relativieren oder hinterfragen zugleich das Gesagte, so, dass die ganze Textur ins Schwanken gerät. Diese Verdoppelung und Vervielfachung in den Wiederholungen bedeutet immer eine Verschiebung, eine alternative Wahrnehmung desselben Geschehens. Zugespitzt wird dies im Zusammenhang mit dem Haus, in dem sich die ganze Begegnungssituation abspielt. Das Haus als Heim, als Verbindung mit dem Ort und auch mit der Zeit spielt hier eine eminente Rolle. Das Haus wird zum Kulminationspunkt für die Begegnung, durch die allmählich eine konfliktbeladene Vergangenheit erkennbar wird.

Der ‚Deutsche‘ ist ein Rückkehrer, ein ehemals Vertriebener, der zu der Einweihung einer Kirchenglocke und einer aus diesem Anlass veranstalteten Feier in das Dorf seiner Jugend kommt. Aus dieser Begegnung wird klar, dass hier nicht nur verschiedene Zeiten, oder Menschen, sondern zugleich Welten, vollkommen unterschiedliche Horizonte aufeinandertreffen. Für den hier untersuchten Problemzusammenhang ist der zentrale Angelpunkt, dass sich die Geschichte als eine Figuration von Gastlichkeit aber auch von Heimkehr entpuppt. Damit kommt ein komplexes Gefüge zustande, indem die Rollen von Gast und Gastgeber ins Schwanken geraten (Ih 160). „Das war unser Haus! Oder ist es gewesen“ (Ich 161), heißt es aus der Perspektive des deutschen ‚Herrn‘. Es kommt zu einer markanten Verschiebung: aus dem Fremden wird ein Gast und schließlich jemand, der nach Hause zurückgekehrt ist. Aus diesem Blickwinkel entpuppen sich jedoch die gegenwärtigen Einwohner des Hauses als Gäste, wenn nicht sogar als Fremde. Die eingangs entstandenen Positionen werden labil, und diese Fragilität wird zum basalen Kennzeichen des ganzen Textgeflechts.

Die Identifikation des Gastes bringt divergente Reaktionen und so Erzählverläufe mit sich. Die Frau verhält sich ambivalent in der neuen Situation, es werden im Text zwei Figurationen erkennbar. Die alte Frau kann zunächst nämlich den Fremden, den Gast nicht erkennen. Erst nachdem sie ihre richtige Brille aufsetzt, wird ihr klar, wer vor ihr steht. Sie erkennt im Fremden, im Gast, ihren ehemaligen Geliebten. Aus ihrer Sicht der Vergangenheit gab es eine enge Verbindung zwischen ihr und dem Rück- bzw. Heimkehrer. Von diesem Gesichtspunkt zeugen ihre Reaktionen, wie die Umarmung, die der Herr jedoch eher als lästig und unangebracht empfindet. Für ihn bleibt die Frau fortwährend eine Fremde, die er mit seinem Leben nicht richtig in Einklang bringen will oder kann.

Später artikuliert auch die Frau eine eher abweisende Haltung dem Gast gegenüber.

Nach fünfzig Jahre ist er *nach Hause* gekommen. Ich meine, *zurück*.“ (Ih161) [...] Der war frech genug, zu sagen, dass er *nach Hause* gekommen sei! Dass sein Herz ihn hierhergeführt habe. Oder er wurde, wie die Kühe damals, von seinen Beinen *heimgeführt*. (Ih 162. Herv. von E. H.)

Diese Rück- oder Heimkehr wird zwar als unbewusster Akt akzeptiert, doch als störend empfunden.

Noch markanter ist die Irritation bei der dritten Figur der Geschichte, dem Ehemann der Frau, der mittlerweile auch ‚zu Hause‘ ankam. Auch er rätselt, wer der Gast, der in der Küche steht, sein könnte. Er kann nicht darauf kommen und Klarheit entsteht erst, als sich der Fremde identifiziert.

Dann spukte er's aus – dass das Haus damals seiner Familie gehört habe. Ich schickte ihn zur Hölle! Es reicht nicht, dass sie zurückgekommen sind, um sich hier feiern zu lassen, die haben auch noch die Unverschämtheit, einen alten Mann zu belästigen? Er sagte, dass er vom Friedhof aus Versehen *nach Hause* gekommen sei. Ich sagte ihm gleich, falls er's vergessen haben sollte, dass er von hier ausgesiedelt worden sei. [...] Gesetzlich gehört das Haus mir! Und ich sagte ihm, dass er hier keine Rechte mehr habe. (Ih 164. Herv. EH)

Der einst Vertriebene kehrt in sein Elternhaus, in das Haus, das mal seiner Familie gehörte, zurück. Die Gastlichkeit überlappt sich so mit einer Figuration von Heimkehr. Das ist aber auch das Moment, da man zu der Frage gelangt, wer hier als Gast betrachtet werden kann. Die Position des Gastes ist in der Tat mehrfach zu besetzen. Für die Frau und ihren Mann ist der ‚deutsche Herr‘ der Gast, der vom Ehemann sogar als Eindringling gesehen wird. Für den Deutschen könnten aber die jetzigen Einwohner als Gäste und Fremdlinge gelten. Der Rück- oder Heimkehrer weiß selbst nicht, was er von dieser Situation halten soll, wie man darüber sprechen könnte, wer hier eigentlich Gast bei wem sei. Die Frau deutet die Situation ambivalent, die Verhältnisse sind erst beim Ehemann klar und eindeutig. Dabei beruft er sich auf Papiere, die er aus der unmittelbaren Nachkriegszeit aufbewahrt hat.

In der Begegnung dieser drei Personen, und in den durch die Situation wach gewordenen Erinnerungen wird die Zeit von Kriegsende und die unmittelbare Nachkriegszeit plötzlich präsent. Es gibt Ausschnitte aus drei Lebensgeschichten, die miteinander, meist ungewollt, verzahnt sind. Charakteristisch für diese Lebensgeschichten ist des Weiteren, dass sie von abrupten Abbrüchen, Neuanfängen und so von einer alles übergreifenden Unsicherheit geprägt sind.

Einerseits wird der Malenkij Robot behandelt, dem der damals junge Mann (der Rückkehrer) aus dem Dorf zum Opfer fiel. Er überlebt das Lager, kehrt in sein Dorf zurück, wo er nichts mehr in der alten Ordnung vorfinden kann. Es gibt hier auch keine Bleibe mehr für ihn. Kaum angekommen wird er mit seiner Familie mit einem Transport nach Deutschland ausgesiedelt. Die Frau, die auch aus dem ehemals deutschen Dorf stammt, flieht mit ihrer Familie zunächst vor den russischen Truppen Richtung Westen, kehrt dann aber in ihr Dorf zurück. Es gibt da für sie kein Heim, da auch sie wegen ihrer Abstammung vertrieben wird. Damit endet jedoch die Reihe der Figurationen von Heimkehr und Gastlichkeit noch nicht. Neben diesen, in vieler Hinsicht als parallel zu betrachtenden Geschichten, steht der dritte Lebenslauf, der konträr verläuft. Über den Ehemann erfahren wir, dass er kein „Schwabe“ ist, dass er im Dorf Polizist und Mitglied des AVH (Staats Sicherheitsdienstes) war. In diese Funktion hat er einst über alle Personen „Karteikarten“ (Ich 164) mit entsprechenden Aufzeichnungen angefertigt. In der unmittelbaren Nachkriegszeit war er für die Aussiedlung der Deutschen aus dem Dorf verantwortlich. Auf diese Weise konnte er das schöne Haus seines jetzigen Gegenübers ergattern.

Mit diesem Haus ist eine weitere Rückkehrer-Geschichte verbunden. Die vertriebene Kathi, damals noch ein junges Mädchen, kommt nämlich zerlumpt, ihren ehemaligen Geliebten (ihr jetziges Gegenüber) suchend aus Deutschland nach Ungarn in das Dorf zurück. Im Haus findet sie aber nicht die ursprünglichen Eigentümer, sondern den Polizisten, ihren jetzigen Ehemann, dem sie vollkommen ausgeliefert ist. Er wiederum positioniert sich als ihr Retter und heiratet sie nach kurzer Zeit.

Im Textgeflecht gibt es demnach zahlreiche Heimkehrer-Figurationen, die zwar ähnlich, doch unterschiedlich sind. Sie entsprechen der merkwürdigen Wiederholungsstruktur, die den ganzen Text charakterisiert. Markant wird dadurch das Doppel von Ähnlichkeit und Differenz als erzählkonstitutive Idee. Dies führt zu einem unaufhörlichen Changieren, das nie zu Ruhe kommen kann. Die Konstellationen von Rückkehr oder Heimkehr, die im Text bemüht werden, nehmen ein jähes Ende, wenn der Herr aus Deutschland feststellt, dass er hier nichts mehr zu suchen habe.

Inszenierungen von Heimkehr sind in diesem Text durch das unauflösliche Changieren zwischen Nähe und Ferne gebrandmarkt. Es gibt keine Utopie der Heimkehr. Momente der Rückkehr sind vielmehr mit Konflikten aufgeladen, die auf markante Unterschiede von früher und jetzt verweisen. Damit hängt es auch zusammen, dass eine problemlose Inklusion des Rück- oder Heimkehrenden unmöglich ist. Der Text beschäftigt sich durch die Darstellung von Inklusions- und Exklusionsmechanismen auch mit den sozialen Dynamiken, die Vergangenheit und Gegenwart prägen.

Der Heimkehrer in Person des ‚deutschen Herrn‘ erstarrt anlässlich der Differenz von Gegenwart und Vergangenheit, aber auch von deutscher Realität und Leben in einem kleinen ungarischen Dorf. Dafür steht bereits seit Anfang der Geschichte die Tatsache, dass es hier in der Wahrnehmung der Figuren um eine alte Frau und einen vornehmen Herrn geht, die eigentlich ungefähr gleich alt sind, eine gleiche Abstammung haben, doch durch ihr Leben vollkommen unterschiedlich geprägt wurden. Es sind Welten, die einander nicht berühren können.

Diese Unmöglichkeit einer Verbindung erscheint auch in der Erzählstruktur, in den parallel existierenden Erzähl- bzw. Textfragmenten. Jeder ist in seiner eigenen Weltsicht gefangen und interpretiert die Ereignisse, das Gehörte und Gesagte aus seiner Position. Dies wird z. B. durch die direkten und indirekten Redewiedergaben deutlich. Bei jedem Sprecher geht es immer wieder um die szenische Wiedergabe von Äußerungen einer gerade zuvor stattgefundenen Situation aus einer zeitlichen Verschiebung. Die Originaläußerung bleibt im Text jedoch unergründlich, da jede Aussage durch eine perspektivierende Brille gesehen wird. Oft geht es um Hypothesen, die als Gedankenwiedergaben erscheinen. Da wir es hier mit drei Icherzählern zu tun haben, und es ein ständiges Umkippen von Rede- und Gedankenwiedergaben gibt, sind die einzelnen Positionen nicht auszumachen. So kann keine stimmige Einheit aus den Geschichten entstehen. Die Verquickung von äußerem Geschehen und Innenleben ist ein weiteres Element der textkonstitutiven Überlappingsstruktur. Einige Passagen werden in der Du-Form erzählt, was eine weitere Auffächerung bedeutet und zur weiteren Konfusion führt. Die Du-scheine die jeweiligen abwesenden Partner der Figuren zu sein, die dadurch aus der Entfernung nahegebracht und vergegenwärtigt werden. Diese Du-Anreden weisen aber auch darauf hin, dass jeder nur zu seiner eigenen Welt (‚der Deutsche‘ z. B. zu seiner jetzigen Frau) eine direkte Verbindung herstellen und dabei auf Verständnis hoffen kann.

Ein Doppel von Präsenz und Absenz, Nähe und Ferne bestimmt sowohl den Inhalt als auch die Erzählstruktur. Die Tatsache, dass trotz der leiblichen Gegenwart der Figuren keine richtigen Dialoge stattfinden, bedeutet zum einen, dass sie Gefangene ihrer eigenen Welt sind, aus der sie nicht heraustreten wollen oder können. Zum anderen zeugt dies von einer markanten Distanz, die aber im Widerspruch zur räumlichen Nähe steht, was eine Ambivalenz bzw. eine Oszillation hervorbringt. Die bizarre Mischung und der plötzliche Umschlag von direkten und indirekten Rede- und Gedankenwiedergaben, von inneren Monologen und darin enthaltenen Dialogen mit einer nicht anwesenden Person, bringen diese Ambivalenzen zum Vorschein.

In Anbetracht der Tatsache, dass bei der indirekten Redewiedergabe nicht nur die Originaläußerung nicht zu rekonstruieren ist, sondern auch nicht herauszufinden ist, wie der Sprecher zu seiner Äußerung steht, kann im Textganzen keine feste Position der Figuren ausgemacht werden. Ob es Missverständnisse gab, ob die Situation korrekt wiedergegeben wird, bleibt offen.

Medial gesehen sind es die Bruchstellen des Textes, die Leerstellen auf dem Papier, die diese Zwischenräume vor Augen stellen. Diese sind Räume, in denen Begegnung stattfinden könnte, in Ermangelung von Verbindungen bleiben die Übergänge jedoch leer. Trotz des Zusammentreffens wird auch optisch die Kluft sichtbar, es kann nicht zu einer Begegnung kommen. Statt Kohäsion werden hier Uneinheitlichkeit und Brüche sichtbar, die nicht zu überwinden sind. Die Textfragmente zeigen medial die Exklusion, die Unmöglichkeit von Integration und Inklusion, was thematisch verhandelt und auch formalästhetisch expliziert wird.

Durch diese darstellerischen Elemente bekommt im Textganzen das Changieren eine besondere Brisanz. Der Text wechselt von Figur zu Figur und so von Perspektive zu Perspektive, wodurch die einzelnen Aussagen einander relativieren und entmachten. Der Text verstärkt dieses Alternieren zusätzlich durch die sich vervielfachende Wiederholungsstruktur und die Rede- und Gedankenwiedergaben, so dass es insgesamt zu einem Schillern kommt, dem kein Ende gesetzt werden kann. Es kann keine feste Position ausgemacht werden. Alle Figuren, obwohl sie sich räumlich im Haus befinden, stehen als Gäste auf einer Schwelle, also in einem liminalen Zwischenraum.

Figurationen von Gastlichkeit als Etablierung alternativer Diskurse? – Zusammenfassung

Es gibt in Baloghs Text keine Heimkehr. Ein sentimentaler Versuch der Rückkehr wird von vornherein dementiert. Alle Inszenierungen von Rückkehr lassen den Rückkehrenden als Gast erscheinen, der sogar ambivalent aufgenommen und zum Feind wird. Wirft man erneut einen Blick auf den Text von Becker, kann auch dort von einer Ambivalenz gesprochen werden, da die Siedler bis in die Gegenwart hinein ihre Fremdheit nicht loswerden können. Selbst die Wahrnehmungsfigur, die mit dem Großvater auf dem Pferdewagen sitzt, ist noch von dieser Fremdheit geprägt. Das fundamentale Anders-Sein kann auch im Text von Balogh nicht eliminiert werden. Die Figuren befinden sich in beiden Texten in der Alterität des Dazwischen. Statt anzukommen, sich gar zu verwurzeln, bleiben die Protagonisten beider Texte in Figurationen von Gastlichkeit befangen. Durch die erscheint aber der „Mensch als Grenzwesen“ (Parr/Friedrich 2009: 4). Der Gast ist „weder ganz hier noch ganz dort“ (Parr 2009: 15) und deshalb in einem liminalen Zwischenraum zwischen Aufbruch und Ankunft. Diese Position bedeutet

jedoch, dass jegliche bleibende Zuordnung hinterfragt wird, und damit auch das Konzept von Heimat. Heimat impliziert neben der Integration „eine enge Beziehung zwischen Individuum und Raum“ (Juterczenka/Sicks 2011:14), die hier nicht entstehen kann. Eine Verortung in der Zeit kann wiederum wegen der prekären Zeitstruktur nicht zustande kommen. Unzählige Zeitebenen werden ineinander geblendet, und zudem erscheint keine der Zeiten als idyllischer Wunschraum. Der dritte Pfeiler von Beheimatung wäre die Entstehung kommunikativer Vorgänge, sozialer Beziehungen und Interaktionen (vgl. Juterczenka/Sicks ebd.). Beckers Sprecher verstummt, und zwischen den Ichs von Balogh gibt es keine Kommunikation, da sie in Parallelwelten leben, die einander nicht berühren können. Die Verbindungen, die entstehen, sind in beiden Texten gestört oder werden ganz unterbunden.

In beiden Erzählungen ist der Alltag durch Reise und Bewegung, durch die Figuration von Gastlichkeit suspendiert. Dargestellt werden vielmehr außergewöhnliche Ereignisse, die die bestehende Raum-Zeit-Ordnung von vornherein aufkündigen. Beide Texte stellen Krisensituationen dar, die nicht bewältigt werden können. Traumbilder schillern oder Sichtweisen alternieren, es geht sowohl thematisch als auch darstellungstechnisch um ein ständiges Entmachten von Aussagen und Positionen, das nie zu einem Stillstand kommen kann. Inszeniert wird in den Texten eine fortwährende Hinterfragung von festen Positionen und bleibenden Sicherheiten.

Nähert man sich den Texten zusammenfassend aus einer anderen Perspektive und prüft man ihre Position in den vorhandenen Narrativen, die den Diskurs der Geschichte der Ungarndeutschen bestimmen, kann festgestellt werden, dass beide hier untersuchten Texte den vorhandenen Diskurs unterminieren. Das Entmachten von Standpunkten, das für beide Erzählungen konstitutiv ist, gilt demnach auch auf dieser Ebene. Das Essay „Losezeitlose“ und die Erzählung „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“ rekapitulieren die Geschichte der Ungarndeutschen von den Anfängen bis in die Gegenwart hinein. Zugespitzt werden die Geschichten auf die Darstellung von Traumata, von Konflikten und Krisen, die nicht bewältigt werden können. In beiden werden die Figuren unwillentlich mit ihrer Vergangenheit, damit aber auch mit der Vergangenheit der Volksgruppe konfrontiert. Gerade bei Balogh geht es verstärkt darum, dass man alles eliminieren, auslöschen wollte und obwohl man glaubte, auch die letzten Spuren verwischt zu haben, muss man doch einsehen, dass einem die Konfrontation mit der Vergangenheit nicht entgehen kann. Ein unverhofftes Wiedersehen, ein Traum gar, kann die verschütteten Bereiche ans Tageslicht befördern. Die Elemente dieser Erinnerungen sind in den hier untersuchten Texten einerseits nicht in eine kohärente Einheit zu bringen, andererseits gilt auch, dass die Inszenierung dieser unverhofften Erinnerungsprozesse nicht zu einem Schluss kommt, dass keine feste Position, kein Ruhepunkt erreicht wird, und demnach keine Beheimatung stattfinden kann.

Damit inszenieren sich diese Texte als Gegenerinnerungen (Foucault). Es geht hier in Bezug auf die Minderheit der Ungarndeutschen nicht allein darum, dass sie als Gruppe von der Mehrheitsbevölkerung (mindestens z. T.) divergierende Erinnerungsnarrative pflegen. Die diskursive Einbettung der vorhandenen Modelle wird hier auch noch innerhalb der Gruppe aufgefächert, wodurch der Einheitsdiskurs entmachtet wird. Dadurch, dass alternative Sichtweisen angeboten werden, wird klar, dass auch kein Diskurs eine bleibende, feste Position ergattern kann. Die Alternativen ergänzen, hinterfragen, unterminieren einander und bringen dadurch Erinnerungskonflikte mit sich.

Die hier untersuchten Erzählungen brechen durch die Inszenierung von Gastlichkeit beziehungsweise Heimkehr den etablierten Erinnerungshorizont auf, da sie vor Augen stellen, dass

ein endgültiges Ankommen, dass Stabilität unmöglich ist, da Bewegung und Fragilität dominieren. Satt Festigkeit wird in beiden Texten Zerbrechlichkeit und Instabilität der Positionen und Verfassungen konstitutiv. Die *stabilitas loci* wie Heim oder Heimat sind vernichtet (vgl. Stoellger 2016: 401). Im Konzept von Heimat wird ein „bestimmtes Menschenbild vorausgesetzt“, nämlich die „Reetablierung der menschlichen Handlungsmächtigkeit“ (Joisten 2003: 45), was jedoch in den hier diskutierten Texten sowohl inhaltlich als auch durch die ästhetische Gestaltung unterminiert wird. Die Figuren sind in einem ambivalenten Doppelraum, sie verharren auf der Schwelle. Dieser Ort, eigentlich ein Nicht-Ort im Dazwischen, ist ein „Schwebestatus zwischen Fremdsein und Selbstsein“ (Parr/Friedrich 2009: 8) und so eine Position für die problematische Identität. Die Reise als Testfall für diese Art von Begegnungen spielt in beiden Texten eine zentrale Rolle. Die Reise im Raum ist hier zugleich eine Reise in die Vergangenheit, was unbewusst, bei Becker sogar in einem (Alp)Traum plötzlich gegenwärtig wird und eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität herausfordert. Bei Becker geht es einerseits darum, dass man durch ein ständiges Abbröckeln (E 43, 44) die Substanz verliert, andererseits steht die Sprache im Mittelpunkt, die den ganzen Text hindurch als problematisch dargestellt wird. Die Thematisierung von Sprache gibt dem Text auch eine Art Rahmen, das Essay beginnt und endet mit der Reflexion auf Sprache und mit der Feststellung, dass die Sprache nicht mehr zur Verfügung steht, auch sie kann nicht der Ort von Beheimatung werden. Sie ist im langwierigen Prozess des Abbröckelns selbst abhandengekommen. Beckers Erzählung kommt durch das Verstummen zum Ruhepunkt, Baloghs spricht mit dem titelgebenden Satz, „Ich habe hier nicht mehr zu suchen!“ einen eindeutigen Bruch mit dem Ort der Herkunft aus. Beide Positionen setzen der das ganze Erzählen beherrschenden Ambiguität ein Ende. Sie stellen damit jedoch auf einer anderen Ebene Kontinuitäten und teleologische Muster ebenso wie die Möglichkeit tiefer Verwurzelung in Frage. Das Konzept eines dauerhaft gesicherten Zustandes wird grundsätzlich bezweifelt. Die Erzählstruktur des „Tief-Verwurzelte[s]“ (TW 4) und damit das herrschende Erinnerungsnarrativ der Ungarndeutschen werden in den untersuchten Texten mit aller Vehemenz aufgekündigt. Somit inszenieren beide Texte eine markante Gegenerinnerung, die bemüht ist, erstarrte Ordnungsmuster, vorhandene Konstruktionen und essentialistische Zuordnungen aufzubrechen. Die kulturell zurechtgelegte Welt, das Vertraute wird einem Erfahrungsschock ausgesetzt. Becker und Balogh insistieren in den ausgewählten Texten darauf, durch das Gewebe ihrer Texte das Erfahrungs- und Bedeutungsgebe symbolischer Ordnungen und Narrative zu durchlöchern. Dadurch lösen sie die heimelige Weltsicht auf, und entbinden sie von ihren kulturellen Selbstverständlichkeiten (vgl. Franz/Kunow 2011: 11). Sie stellen gleichsam alternative Erinnerungs- und Identitätsnarrative zur Schau. Wenn der Gast als eine Figuration des Hinterfragens akzeptiert wird (vgl. Previšić 2011: 12), geht es hier mit Figurationen von Gastlichkeit auch darum, die etablierten Narrative in Frage zu stellen. Literarische Texte fungieren als Medien der Erinnerung. Sie können aber nicht nur vorhandene Narrative repräsentieren, sondern sind auch im Stande, Elemente aus dem vorhandenen Gesamtinventar zu aktualisieren. Literatur kann demnach auch als Medium der Gedächtniserzeugung verstanden werden, indem sie verdrängte oder vergessene Aspekte der Vergangenheit sichtbar und dadurch erinnerbar macht. Die Literatur kann somit durch die Inszenierung alternativer Erinnerungsversionen zur aktiv gestaltenden Kraft kollektiver Erinnerung und Sinnstiftung werden.

Literatur

- Assmann, Aleida (1996): Texte; Spuren, Abfall: Die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses. In: Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften: Positionen, Theorien, Modelle. Hamburg: Rowohlt, S. 96–111.
- Áts, Erika (Hg.) (1974): Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie. Budapest: Demokratischer Verband der Deutschen in Ungarn.
- Balogh, F. András (1999): Zur Frage der Kontinuität in der älteren deutschen Literatur Ungarns. In: Szász, Ferenc/Kurdi, Imre (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE 1999 (= Budapest Beiträge zur Germanistik 34), S. 31–37.
- Balogh, Róbert (2015): Ich habe hier nichts mehr zu suchen! Aus dem Ungarischen von Ildikó Frank und Andreas Kosek. In: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, 1/20, Regensburg, S. 159–168. (Original Onlinezeitschrift Bárka 2008/4).
- Bausinger, Hermann (1980): Heimat und Identität. In: Köstlin, Konrad/ Bausinger, Hermann (Hg.): Heimat und Identität – Probleme regionaler Kultur. Neumünster: Wachholtz, S. 9–24.
- Bausinger, Hermann (2002): Globalisierung und Heimat. In: Die Welt zur Heimat machen. Engelhart, Wolf/ Stoltenberg, Ute (Hg.): Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 29–44.
- Bechtel, Helmut Hermann/Szendi, Zoltán (2014): Tradition und Modernität in der ungarndeutschen Literatur. <https://lehrbuch.udpi.hu/> (letzter Abruf: 13.02.2022).
- Bechtel, Helmut Hermann (2018): Eine interkulturelle literarische Landschaft. Die Repräsentation des Fremden in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Hamburg: disserta Verlag.
- Becker, Róbert (2005): Losezeitlose, In: VUdAK (Hg.): Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest: VUdAK, S. 43–44.
- Bosch, Aida (2015): Unsicherheit, Krise und Routine. Zur Rolle der Dinge in der menschlichen Lebenswelt. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hg.): Unsicherheit, Paragrana. In: Zeitschrift für historische Anthropologie, Bd. 24, S. 209–220.
- Huber, Ágnes (2005): Ungarndeutsche Dichtung und doppelte Identität. Deutsch-ungarisches Selbstbewusstsein in Gedichten der Nachkriegsepoche. In: Manherz, Karl (Hg.): Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 22, S. 129–151.
- Joisten, Karen (2003): Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie. Berlin: Akademie Verlag.
- Franz, Norbert/Kunow, Rüdiger (2011): Mobilität und Reflexion. Zur Entkoppelung von territorialer und kultureller Identität. Eine Einführung. In: dies. (Hg.): Kulturelle Mobilitätsforschung: Themen – Theorien – Tendenzen. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, S. 7–16.
- Juterczenka, Sünne/Saicks, Kai Marcel (2011): Die Schwelle der Heimkehr. Einleitung. In: dies. (Hg.): Figurationen der Heimkehr. Die Passage vom Fremden zum Eigenen in Geschichte und Literatur der Neuzeit. Göttingen: Wallstein, S. 9–32.
- Lénárt, Orsolya (2014/2015): Zwischen Traditionsbewahrung und Erneuerung – Tendenzen der ungarndeutschen Literatur nach 1945. In: Jahrbuch für mitteleuropäische Studien. Wien: new academic press, S. 327–345.
- Márkus, Éva (2009): „Meine zwei Sprachen“ – Ein Text- und Arbeitsbuch zur ungarndeutschen Literatur für die Studenten der Nationalitätengrundschullehrer- und -KindergärtnerInnenbildung. Budapest: Trezor.

- Mecklenburg, Norbert (2008): *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*. München: Iudicium, S. 469–486.
- Müller-Funk, Wolfgang (1995): *Erfahrung und Experiment: Studien zur Theorie und Geschichte des Essayismus*. Berlin: Akademie.
- Neumann, Birgit (2005): *Erinnerung, Identität, Narration. Gattungstypologie und Funktionen kanadischer „Fictions of memory“*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Parr, Rolf/Friedrich, Peter (2009): *Von Gästen, Gast-Gebern und Parasiten*, In: dies (Hg.): *Gastlichkeit. Erkundungen einer Schwellensituation*. Heidelberg: Synchron, S. 7–15.
- Pável, Rita (2006): *Entwicklungsgeschichtliche Erwägungen zur ungarndeutschen Literatur mit besonderer Rücksicht auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Dissertation. Budapest: ELTE, BTK.
- Previšić, Boris (2011): *Gesetz, Politik und Erzählung der Gastlichkeit. Einleitung*. In: Previšić, Boris/Foutoulakis, Evi (Hg.): *Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur*. Bielefeld: Transcript, S. 7–30.
- Priddat, Birger P. (2014): *Prognose als plausible Narration*, In: Cevolini, Alberto (Hg.): *Die Ordnung des Kontingenten. Beiträge zur zahlenmäßigen Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 251–279.
- Propsz, Eszter (2009): *Der Fall „ungarndeutsche Literatur“*. In: Motzan, Peter/Sienehrt, Stefan (Hg.): *Wahrnehmung der deutsch(sprachigen) Literatur aus Ostmittel- und Südosteuropa – eine Paradigmenwechsel? Neue Lesarten und Fallbeispiele*. München: De Gruyter, S. 300–315.
- Propsz, Eszter (2007): *Gondolatok a magyarországi német szociális csoport reprodukciójáról*. In: *PRO MINORITATE: ősz-tél*, S. 179–188.
- Propsz, Eszter (2015): *Heimatkonzepete in der ungarndeutschen Literatur*. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas*, 1/20, S. 47–58.
- Seifert, Manfred (2011/2012): *Heimat und Spätmoderne. Über Suchbewegungen nach Sicherheit angesichts von Mobilität, Migration und Globalisierung*. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 39, S. 199–221.
- Seewann, Gerhard (2012): *Geschichte der Deutschen in Ungarn. Bd. 2. 1860 bis 2006*. Marburg: Herder-Institut.
- Steinhoff, Christine (2008): *Ingeborg Bachmanns Poetologie des Traumes*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Stoellger, Philipp (2016): *„Raum geben“*. Sprachfiguren des gastlichen Umgangs mit Fremden, In: Liebsch, Burkhard/Staudigl, Michael/Stoellger, Philipp (Hg.): *Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte, kulturelle Praktiken, Kritik*. Weilerswirt: Velbrück Wissenschaft, S. 397–426.
- Waldenfels, Bernhard (2007): *Das Fremde denken*. In: *Zeithistorische Forschungen* 3. <http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2007/id%3D4743> (letzter Abruf: 09.09.2021).